

# Das letzte Fundament

**Debatte** Eine Antwort auf Rüdiger Safranski – und auf seine Gegner bei der Kulturlinken.

In seiner vorigen Ausgabe veröffentlichte der SPIEGEL unter der Überschrift »Es gibt keine Pflicht zur Fremdenfreundlichkeit« ein Gespräch mit dem Philosophen Rüdiger Safranski. Der kritisierte darin unter anderem die Einwanderungspolitik der Bundesregierung und das linksliberale Milieu. Hier antwortet ihm der Münchner Soziologe Armin Nassehi. Er hat sich immer wieder mit der Neuen Rechten beschäftigt.

Es sind Andeutungen, möglichst undeutlich in der Sache, aber um so deutlicher in der Absicht. Da bemühten sich die Leute von der AfD ums Konservative und würden mit der Nazikeule traktiert, da sei die islamische Masseneinwanderung, die die liberale Gesellschaft bedrohe, da habe die Politik entschieden, das Land zu fluten, und die Rede von Fremdenfeindlichkeit und Islamophobie sei bloßes Geschwätz. Und dass es Völker gebe, das sei doch wohl ein »anthropologisches Faktum«, wohlgermerkt, kein nur kulturell-historisches. Und die Schuld trägt, natürlich, Angela Merkel.

Immerhin kann Rüdiger Safranski versichern, dass ihn niemand am Reden hindert. Explizit gegen Weinerlichkeit sagt er: »Ich sage alles, was ich will.« Wohl war.

Vielleicht ist das die entscheidende Frage. Warum will er das? Warum will ein offenkundig gebildeter Mann so reden?

Ihm finstere Motive zu unterstellen, wäre selbst ein finstere Motiv. Es kann hier auch gar nicht um Rüdiger Safranski gehen, sondern um eine merkwürdige Konstellation.

Wir leben in einer Situation, in der konservative Intellektuelle mehr oder weniger deutlich von Völkern und Grenzen, von Geschlechtern und Gemeinschaften, von heldenhaftem Anti-Nihilismus und von Männlichkeit raunen.

Der AfD-Politiker Marc Jongen redet ähnlich wie Safranski, und die notorische Undeutlichkeit eines Peter Sloterdijk beklagt ganz ähnlich die geistige Verwahrlosung der Massen, wie Botho Strauß eine aristokratische Ethik der Wenigen pflegt oder existenzielle Situationen sucht, in denen es noch um etwas geht. Die metaphysische Überhöhung von Volksgestalten in Rolf Peter Sieferles »Finis Germania« gehört auch dazu. Und Norbert Bolz macht sich mit Männlichkeitsfantasien lächerlich.



**Armin Nassehi,** 58, Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Herausgeber des »Kursbuchs«. Im April erscheint von ihm »Gab es 1968? Eine Spurensuche«.

Warum *wollen* sie so reden? Es dient offensichtlich dazu, so etwas wie substanzielle Bedeutungen und Fundamente behaupten zu können. Vielleicht ist der apodiktische Stil von Safranski auch damit erklärbar. An seinen eigenen Sätzen entdeckt er vor allem Selbstverständlichkeiten, weswegen es dann auch keine Begründungen braucht.

Alexander Gauland hat am Abend der Bundestagswahl die Parole ausgegeben, man hole sich nun das Land zurück. Das ist auch das Motiv von Rüdiger Safranski. Sein Adressat ist vor allem die kulturlinke Intelligenz, für die die Safranski-Sätze die schönste Provokation sind.

Es ist kein Zufall, dass sich all diese Denkungsarten gegen das richten, was die andere Seite an notwendiger Dekonstruktionsarbeit geleistet hat. Ob Völker oder Geschlechter, Identitäten oder Nationen, überhaupt stabile Bedeutungen – all das wurde nach historischen und systematischen Bedingungen befragt, bis nichts mehr übrig blieb, was aus sich selbst heraus gelten sollte.

In manchen dieser kulturlinken Szenen kann man eine fast ähnliche Verzweiflung finden wie bei Safranski und seinen intellektuellen Weggenossen: sobald etwas als eine Bedingung erscheint, die man nicht einfach wegdekonstruieren kann, wirkt das schon verdächtig. Manche gehen so weit, sogar so etwas wie kulturelle Prägungen oder nationale Traditionen schlicht zu leugnen. Das Ergebnis sind erstaunlicherweise ebenfalls völlig unrealistische Diagnosen der gesellschaftlichen Realität, auch der Migrationsrealität. Die Kulturlinke interessiert sich nun für Identitätsfragen als Fragen gesellschaftlicher Anerkennung, nachdem sie Identitäten zuvor dekonstruiert hatte.

Safranskis Reden ist eine Gegenrede gegen diese *Tabula rasa* der Dekonstruktion, es ist der fast verzweifelte Versuch in der Welt außerhalb seines Wohnorts Badenweiler eine feste Struktur zu entdecken, mit der man sich gegen den Zustrom und gegen die Integrationsprobleme stemmen kann.

Das ist die Konstellation – eine Konstellation, die eine intelligente Bestimmung der Probleme geradezu ausschließt. In der Tat, da hat Safranski recht, wird jegliches Bezweifeln der *Tabula rasa* von deren Anwälten für rechts gehalten – aber umgekehrt ist das Beharren auf Völkern als »anthropologischem Faktum« kaum satisfaktionsfähig, sondern legitimiert nur tiefsitzende Ressentiments.

Gewiss kann und darf es keine unkontrollierte Form von Zuwanderung geben. Selbstverständlich wird es Obergrenzen geben. Integration ist machbar, wenn man von den Ankömmlingen etwas verlangt. Und es gibt Grenzen des Tolerablen. Wer das nicht sagt, will entweder nur moralisch integre Sätze sagen oder er interessiert sich ohnehin nicht für jene, die schon aus prinzipiellen Gründen nicht dazugehören können. Warum soll man ihnen also auf Augenhöhe begegnen?

Rüdiger Safranski ist gefangen in diesem Kulturkampf. Er kann nicht anders. Er will es so. Er raunt von Geistigem, das fehle – ein ähnlicher Topos, wie man ihn bei Peter Sloterdijk und Botho Strauß findet. Da redet jemand, der sich jenen Zeiten zugehörig fühlt, über die er viel gelesene Bücher geschrieben hat. Aber es fehlt offensichtlich jedes historische Bewusstsein dafür, wie gesellschaftliche Probleme entstehen.

Die starke Reaktion auf die Flüchtlingssituation bei Safranski und den Seinen kann man fast psychologisch deuten: der erlebte Kontrollverlust in der Hochphase der Flüchtlingskrise hat bei den einen eine geradezu unrealis-



Konservativer Safranski: Im Kulturkampf gefangen

tische Euphorie erzeugt, für ihn aber war es der schreckliche Hinweis auf die Unkontrollierbarkeit einer Welt, die eben anders ist als die Badenweiler Idylle. Beide Seiten haben dafür keine Kategorien.

Womöglich ist das Subthema der Debatte die Frage der Kontrolle. Das könnte es sein, was beide Seiten eint: dass die Gewissheit von Kontrolle und Regierbarkeit, das Vertrauen in Lösungskonzepte schwindet.

**W**ie verdruckst Safranski denkt, lässt sich daran erkennen, dass er Einwanderern die Fähigkeit zur kollektiven Verantwortung für den Holocaust abspricht, weil sie eben nicht wirklich dazugehören können. Dass er den geschätzten Navid Kermani als »Virtuosen des Gewissens« hier als Ausnahme durchgehen lässt, ist fast eine Ohrfeige, weil er gerade mit dieser besonderen Ausnahme noch einmal bestätigt, dass andere Migranten nicht dazu gehören – und das letztlich aus biologischen Gründen.

Ich habe den Verdacht, dass die Verdrucktheit derer, für die Safranski Pate steht, daran liegt, dass man sich tatsächlich keinen Reim auf eine komplexe Gesellschaft machen kann, die auch ganz ohne Migrationsfragen nicht mehr den Routinen der klassischen Industriegesellschaft folgt. Wird die Demokratie, wie wir sie als europäische Erfindung kennen, das Maß der politischen Dinge blei-

ben? Wie wird man Gewaltenteilung weiter organisieren können, wenn staatliche Souveränität in der uns bekannten Form infrage steht? Wird eine noch volatiler und diskontinuierlicher werdende digitale Weltökonomie noch so etwas Ähnliches hervorbringen wie den industriegesellschaftlichen Glücksfall der Versorgung und Inklusion von Gesamtbevölkerungen? Wird es gelingen, Währungen und Finanzsysteme stabil zu halten in einer Welt, deren Lebensverhältnisse allzu unterschiedlich sind? Und wird die Digitalisierung der Informationsströme noch jene selektiven Blicke auf die Welt ermöglichen, die die Buchdruckwelt noch geboten hatte, um sich darin heimisch fühlen zu können? Wird es möglich sein, kontinuierliche Arbeitsmodelle in diskontinuierlichen Strukturen zu erhalten? Und wird es für die politische Ökonomie der wechselseitigen Kontroll- und Ermöglichungsformen von Wirtschaft und Nationalstaat ein Äquivalent geben können?

All das sind Fragen, die sich der Opposition von völkischen Zugehörigkeiten und der *Tabula-rasa*-Vorstellung einer linken akademischen Subkultur entziehen. Es sind Fragen, die mit der Komplexität einer Gesellschaft zu tun haben, für die uns zum Teil noch die Begriffe fehlen.

Wer weiter so tut, dass alles gut werden kann, wenn man sich nur darauf verlässt, dass das Zugehörigkeitsproblem im »Wir« einer Kulturgemeinschaft gelöst ist, lebt in einer Welt, die es längst nicht mehr gibt. ■